

abgetan. Dabei sollten die Kinder zweimal ein Liedchen singen, und zweimal blieben sie mitten drin stecken. Wir reden von einem einzigen Faktum; wir wissen also nicht, ob wir verallgemeinern dürfen. Wäre dies der Fall, so würde die Preisverteilung gerade weit genug gediehen sein, daß sie nächstens abgeschafft und daß dem Gesang wieder tüchtig auf die Beine geholfen werden müßte.

Wenn die Kinder sich in so erregter Weise nach der Kirmes sehnten, so wird das hauptsächlich seine Ursache in den zwei schulfreien Tagen gehabt haben; den was bot eine Dorfkirmes viel Anziehendes für Kinder? An der Kirchhofmauer befand sich zwar ein Zuckerladen, aber die etlichen Groschen waren schnell verpraßt, und bis zum Stückelchen oder gar bis zum 25-Sousstück brachten es sehr wenige. Hin und wieder verirrte sich eine Drehorgel in die Gegend und brachte einige Abwechslung. Damals gab sie vorwiegend das bekannte Klagelied des napoleonischen Generals Bertrand zum besten; seither aber hat sie ihre Technik und ihr Repertorium bedeutend verbessert und erweitert; außer den gangbarsten Gassenhauern produziert sie Bruchstücke der jeweiligen Meisterwerke der Musik. Wir gestehen — mit Bedauern, wenn der Leser es nicht anders tut — daß uns bis auf den heutigen Tag eine kleine Schwäche geblieben für dieses vielgeschmähte Instrument dessen eigentümliche Tonfärbung das Gefühl erweckt, als höre man Laute aus längst verschollenen Zeiten oder weit entlegenen Landen oder das Rufen der geheimnisvollen Zukunft.

Wir erinnern uns knapperweise, daß es an den Kirmestagen auch Tanzmusik gab, und daß in unserem Dorfe sogar ein eigens zu diesem Zwecke erbauter Saal bestand. Wenn wir hier ebenfalls von den Folgen auf die Wirkung schließen dürfen, so war der Tanz auf dem Dorfe etwas gar Schlimmes. Was trat nämlich an dessen Stelle? Trunk und Kartenspiel. Während vorher der Jüngling, gerade wegen des Tanzes, ein gewisses Dekor bewahren mußte, so brauchte er hinfüro auf die Beweglichkeit seiner Beine nur insoweit mehr zu achten, als sie fähig blieben, ihn auf seine Kammer zu schleppen. Der eigentliche Kartenspieler ist kein unmäßiger Trinker, doch treibt er heute, auch in nicht industriellen Gegenden, die Gewinnlust und das damit verbundene Risiko zu weit; wenn ein Handarbeiter oder ein Bauersmann an einem gewöhnlichen Sonntage 20, 30, 40 Fr. und mehr mit den Karten verspielen kann, so sind das wahrlich keine gesunden Verhältnisse. Was die Tanzmusik, wenn sie so verwerflich

war, hätte ersetzen sollen, das war der Gesang, und daß dies nicht geschehen, beweist wahrscheinlich wiederum, daß der Gesangunterricht vielerorts im argen liegt. Man singt sehr wenig auf dem Lande, und tut man's doch einmal, so hört man immer wieder die alten Lieder wie vor dreißig Jahren: Guter Mond; Morgenrot; Prinz Eugen; Freund, ich bin zufrieden, worauf dann mit absoluter Regelmäßigkeit jenes andere folgt, das eine, freilich sehr schwache und sehr wortarme, Lesart bildet zu Schillers herrlichem Vers:

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.

Dieses Lied, welches einigermaßen der schwermütigen Stimmung des in der Einsamkeit hart arbeitenden Landbauers Rechnung trägt, lautet ungefähr wie folgt:

Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,

Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!

Drum sag ich noch einmal: schön ist die Jugend, schön,

Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!

Mehr Text haben wir nie singen hören, und auch die Weise hat nicht mehr als zwei Variationen. Damit muß sich der Sänger begnügen, wenn sein Herz ihn drängt, der Sehnsucht nach den sorgenfreien Jugendjahren Ausdruck zu geben.

Gibt es aber ein Volk, das verhältnismäßig so viele höchstgeprägte Lieder besitzt wie das unserige? Schade nur, daß der, welcher sie brauchte, sie entbehrt und deswegen auch nicht soviel singt, wie er Lust hätte. Außer der ersten Strophe des „Feierwön“ kennt das Landvolk im allgemeinen weder Dicks noch Lentz, geschweize denn die andern Tondichter, und auch die anmutigen Couplets aus Melusina, denen man doch ein langes Leben hätte verheißen mögen, sind kaum gesungen, schon verklungen. Es müßten also Mittel gefunden werden, dem Volke seinen eigenen Reichtum zugänglich zu machen. Der nächste Weg dazu scheint natürlich die Schule zu sein, die Lieder aber, welche die Schule nicht aufnehmen darf, könnten sich der Vermittlung der Gesangsgesellschaften bedienen. Jedenfalls aber, so oder so, wäre es an der Zeit, daß, nachdem die drei ersten Verse dieser schönen Strophe von Rodange bereits der Vergangenheit anheimgefallen sind, nun auch der vierte seine Verwirklichung fände:

Dat och owens an den Uchten,

Wan em d'Haus de Wanter peift,

Wan se spane bei de Luchten,

Fro' e Lid him d'Härz ergeift.

«Gut, so nehme ich Renate allein auf mich, und bitte Sie nur, gleichzeitig beruhigend auf Ihren Sohn einzuwirken, der sehr aufgeregt ist.»

«Auch das muß ich ablehnen. Einerseits, weil Otto mich nie zur Vertrauten in seinen Eheangelegenheiten machte und daher auch keinen Rat von mir annehmen würde, andererseits — weil ich seinen Standpunkt nur zu gut begreife! Sie sagen, er sei aufgeregt. Aber erlauben Sie mir die Frage, meine Beste: Soll er denn ruhig und gleichgültig zusehen, wie seine Frau sich von andern den Hof machen läßt und gerade das tut, was ihn kränken muß? Er hat recht, wenn er endlich die Geduld verliert und sich das einfach nicht länger gefallen läßt!»

«Aber, mein Gott, wohin soll das führen? Begreifen Sie doch, was auf dem Spiele steht! Wenn Sie eine derartige Auffassung vor ihrem Sohne laut werden ließen, hieße es geradezu Oel ins Feuer gießen. Man muß ihn aber im Gegenteil beschwichtigen, Sie wissen ja gar nicht, wie aufgeregt er ist... daß er sogar von Scheidung spricht!»

«Nun, und weiter? Ich finde das nur natürlich bei der Lage der Dinge!»

«Sie... finden... das natürlich? Aber um Himmels willen, machen Sie sich doch klar, was das bedeutet! Eine Scheidung! Wie peinlich! Welches Aufsehen! Welcher Skandal! Die ganze Stadt würde darüber reden!»

Die Stadträtin weinte fast vor Aufregung. Frau Sephine zuckte kalt die Achseln.

«Mein Sohn und ich hätten den Skandal ja nicht heraufbeschworen, der demnach nur den schuldigen Teil betreffen würde. Uebrigens steht es Ihnen ja frei, mit Ihrer Tochter zu reden. Lenkt sie ein, so wird wohl auch Otto die Dinge nicht auf die Spitze treiben, denn er liebt seine Frau trotz allem noch. Und damit, denke ich, lassen wir dieses unerquickliche Thema für heute!» sagte sie, scheinbar ermüdet die Augen schließend.

„Ich verstehe nicht recht“, sagt sie abweisend. „Die Kinder sind ja doch wohl alt genug, um sich ihr Glück oder ... Unglück selbst zu schmieden, und es liegt durchaus nicht in unserer Macht, darauf Einfluss zu nehmen. Was mich betrifft, muss ich hinzufügen: Auch nicht in meiner Absicht.“

„Aber mein Gott, es kann Ihnen doch nicht gleichgültig sein, wenn Ihr Sohn unglücklich ist?“

«Gewiß nicht! Er tut mir herzlich leid, und ich wollte, ich könnte ihm helfen. Aber ich kann ja leider seine Frau nicht ändern! Hätte er mich vor seiner Verheiratung gefragt, würde ich ihn wahrscheinlich gewarnt haben; denn Frauen mit kaltem Herzen sind selten befähigt, einem Manne Glück zu bereiten. Er hat mich aber damals nicht zu Rate gezogen, und nun ist es zu spät.»

Die Stadträtin beißt sich vor Aerger in die Lippen. Es trifft ihren Stolz tief, solche Worte schweigend hinnehmen zu müssen; aber nach Renates Verhalten bleibt ihr nichts anderes übrig.

«Ich gebe ja selbstverständlich zu, daß Renate nicht ist, wie sie sein sollte,» beginnt sie nach einer kurzen Pause von neuem, «aber ganz gewiß hat sie nie etwas schlimmes getan, noch tun wollen, und alles beruht sicher nur auf Mißverständnissen. Renate ist noch sehr jung und glaubt sich von Otto vernachlässigt, darum griff sie offenbar zu Repressalien, wie töricht und unrecht dies auch ist.»

Frau Sephine schweigt.

«Unbedachtsamkeit ist ein Fehler, den junge Frauen oft begehen», fährt die Stadträtin fort. «An uns älteren, erfahrenen Frauen ist es nun, ihr darüber die Augen zu öffnen. Ich werde ihr natürlich scharf ins Gewissen reden und möchte Sie bitten, dies auch Ihrerseits zu tun.»

«Ich habe es wiederholt getan, bekam aber zum Dank so impertinente Antworten, daß ich durchaus keine Lust mehr verspüre, mich nochmals einzumengen!»

## Unser Sonnenschein

Original-Roman von Erich Ebenstein.

34

Das allein und durchaus nicht Hochmut gegen die ehemalige „Glasermeisterin“, wie die Stadträtin glaubt, haben Sephine Merkl bisher verhindert, in ein herzlicheres Verhältnis zu Renates Mutter zu treten oder ihr das verwandtschaftliche Du anzutragen. Und daran denkt sie jetzt erst recht nichts zu ändern.

Die Stadträtin dagegen will alle Hebel in Bewegung setzen, um sich gerade jetzt gut mit Frau Sephine zu stellen und sie sowohl in bezug auf Alfred als Renate als Verbündete zu gewinnen.

Sie zwingt sich daher zu besonderer Liebenswürdigkeit, und als dies Bemühen nicht verfängt, geht sie geradewegs auf den Kern der Sache los.

«Liebe Freundin, ich möchte heute auch etwas sehr Wichtiges mit Ihnen besprechen, wenn Sie sich nicht zu leidend fühlen, mich anzuhören.»

«Nun, ich habe allerdings Kopfschmerzen, aber Sie haben mir ja sagen lassen, daß Sie mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünschen. Worum handelt es sich also?» lautet die nicht sehr entgegenkommende Antwort.

«Um die dringendste, die es für uns beide geben kann: Um das Glück unserer Kinder. Wir Mütter müssen uns da zusammentun, um die Fäden wieder in Ordnung zu bringen, die sich leider in letzter Zeit recht arg verwirrt.»

Frau Sephine lehnt sich mit gelangweilter Miene tiefer in die Kissen zurück.